

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 25
Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

is mir so a bissel eng g'wurd'n ums Herz, und da bin i schnell am Baum aufi — immer höher ..."

Sie glaubt es nicht. Er ist doch nur wegen der weißen Kirschen, die im ganzen Dorf berühmt sind, gekommen. Und wie sie ihm das wieder an den Kopf wirft, wird er regelrecht wild. Vor einem sanften, schüchternen Mädchen, das die Augen niederschlägt, und dem er behutsam von Liebe reden soll, würde er mutlos werden; aber als sie ihn höhnt und trotzig anblickt und gar noch zum Lügner stempelt, da kann er wild werden. Er packt die Broni um die Taille, daß ihr die Heugabel auf die Erde poltert.

„Glaubst es?“ drängt er und starrt ihr ins nahe, heiße Gesicht.

„Naa!“ sagt sie und beugt sich in seinen Armen ganz weit zurück, um seinem Gesicht auszuweichen.

Er faßt sie noch fester. „Glaubst es?“ brüllt er.

„Naa!“ schreit sie zurück.

Da schmalzt sein zornig glühendes Gesicht einen Kuß in das ihrige. Wenn er ihr ohnehin so nahe ist, wäre er schön dumm, wenn er es nicht täte. Denn sobald die Mut einmal vorbei ist, wird er sicher wieder schüchtern und getraut sich nicht mehr, sie zu küssen. „Und jekst glaubst es?“

„Naa!“ troßt sie eiskalt und wehrt sich noch heftiger.

Wieder ein schneller Kuß. „Und jek?“

„Naa! Naa! Naa! Loslass'n!“

Aber so dumm ist er nicht. Und jek'? Und jek'? und jek'? Er küßt und fragt und fragt und küßt.

„Na nit!“ Sie stampft mit dem Fuß, daß sie den seinen trifft.

Er hält stand. „Na nit? Kreuzsakra!“ Jetzt wird es dem Xaver aber zu bunt. Seine großen braunen Hände packen das Mädchen an beiden Oberarmen, und ein Rülßen geht los, daß man es hundert Schritte weit hören kann.

Atemlos fragt er endlich: „Und jek' glaubst es endl?“

Pfiffig schaut die Broni drein und sagt lächelnd: „Mir scheint, jek' glaub' i es!“

Warum hätte sie es denn gleich sagen sollen, daß sie es schon beim ersten Kuß glaubte, wenn der Xaver so gut im Zuge war und sie noch eine ganze Menge Rülße haben konnte?

Etwas mehr Mut.

(Sonntagsgedanken.)

Es ist schon so: Die Gottlosigkeit in der Welt wächst erschreckend, das Häuflein der Christen aber schmilzt immer mehr zusammen. Immer frecher erhebt das Heidentum sein Haupt, immer bedrückter und bekümmelter sieht's aus in den Mienen derer, die sich Christen nennen. Immer schärfer treten die Gegensätze heraus: Hier Welt, Selbstherrlichkeit und Eigenwille und dann doch in dieser Welt fettenrasselnde Ohnmacht und Gebundenheit, dort aber Gott und seine Herrlichkeit, sein Heilsratschluß, seine Allmacht und Freiheit.

Mutlosigkeit ist das Zeichen auf der Stirne unserer Zeit, auf den Stirnen der Menschen dieser Zeit. Und doch wird immer wieder viel unternommen, wozu Mut gehört. Ist es etwa so, daß uns Heutigen der rechte Mut fehle? Es gibt ja vielerlei Mut: Frohmut und Unmut, Gleichmut und Freimut, Großmut und Uebermut, Sanftmut und Wagemut, Lebensmut und Mut zum Sterben, Mut zu tausend Dingen dieser Welt. Und doch kommt es letztlich nur auf zweierlei Mut an: Auf Hochmut und Demut. Was Hochmut ist, wissen wir alle, was Demut eigentlich will, haben wir vergessen. Hochmut kommt vor dem Fall, das kennen wir aus Erfahrung. Von der Demut aber meinen wir, sie sei eine sogenannte „christliche“ Tugend, die den, der sie übt, zum Spielball der andern macht, sie sei ein

schlaffes sich Ergeben in scheinbar Unabänderliches, ein sich Abfinden mit dem, was das Leben bietet und versagt.

Immer und überall aber im Leben sehen wir uns vor die Entscheidung gestellt, haben wir zu wählen zwischen Hochmut und Demut, zwischen Selbstherrlichkeit und Gottes Herrlichkeit. Selbstherrlichkeit aber schließt Gott aus, ist also Gottlosigkeit. Und wenn in der Welt die Gottlosigkeit wächst, so darum, weil Selbstherrlichkeit und Hochmut in der Menschheit immer größer wurden.

Ja, es gibt letztlich nur diesen Mut zu sich selbst, den Mut zu eigenem Können, den Mut, der das eigene Ich bläht, schwellt, erhöht und hoch macht, den Hochmut und jenen andern Mut, den Mut zum Dienen, wie es die Altvordern noch wußten und im Worte hatten, den Dien-Muot, die Die-Muete, aus der eine neue Zeit das unverständliche Demut machte, das nichts mehr gilt. Der neue Kurs des Hochmuts hat es entwertet.

Demut ist Dien-Muot, Mut zum Dienst. Heute steckt im Worte fast etwas Verächtliches. Kam es daher, daß man sich so weit von Gott und damit vom Nächsten, in dem uns doch Gott grüßt, entfernte? Blieb man vor Menschen demütig, stand man im Menschendienst, statt im Gottesdienst? War das etwa nicht verächtlich?

Gewiß, es fehlt unserer Zeit am rechten Mut: Etwas mehr Mut täte uns not. Der Mut der Christen aber heißt Demut, so sicher, wie der Mut der Heiden immer Hochmut sein wird. Demut aber soll gottbezogen heißen, daß wir als Christen uns von Gott in Dienst genommen wissen, von ihm, der alles ist, der der Herr ist. Das einzusehen braucht Mut, denn er ist ein unsichtbarer Gott, es braucht den Mut, den nur der Glaube wirkt.

Der Mut der Christen ist der Mut zum Gottesdienst, zum gottgewollten Dienst am Bruder. Demut hat nichts zu tun mit frömmelnder Gebärde, ist nichts Passives, bloß Erduldendes, Demut ist höchste Aktivität, ist Bereitschaft für Gott, ist der Mut zum Bekennen, zum Helfen, der Mut die Dinge zu sehen, wie sie sind, den Menschen wie er ist, in der Ohnmacht und Schuld, Gott wie er ist, in der Allmacht und Gnade. Demut ist Gottesdienst und Bruderdienst. Etwas mehr Mut aber heißt etwas mehr Demut, auch im Kampfe gegen die wachsende Gottlosigkeit, den wachsenden Hochmut.

-ff-

Rundschau.

Hitler wieder zu Hause.

Seit wann eigentlich die Zusammenkunft der Diktatoren schon vorbereitet gewesen, weiß man nicht. Mürbe aber wurde sowohl Hitler als Mussolini im Augenblick des französisch-russischen Zusammengehens.

Die Zusammenkunft ist vorüber. Die Auswirkungen werden zeigen, wieviel sie wert war. „Bei der Aufrichtigkeit, die beiden Diktatoren eigen sei“, wie ein italienisches Blatt geschrieben, müßte über alle Fragepunkte gründlich gesprochen worden sein ... und bei so gründlicher Aussprache müßte ja die Zukunft besonders rosig werden.

Seikelster Punkt: Oesterreich. Hitler soll versprochen haben, den österreichischen Nazis Waffenstillstand zu empfehlen. Mussolini dagegen werde Dollfuß Neuwahlen vorschlagen, so daß die Nazis zu ihrer Vertretung in den Behörden kämen. Wie aber, wenn es keine Neuwahlen gibt, wenn sich Dollfuß nicht kalt hinrichten lassen will? Dann erheben wohl die Nazis neue Forderungen und schmeißen wieder Böller und Bomben. Eine ganz verzweifelte Formel, welche die beiden Führer da gefunden haben: Hitler anerkennt

das unabhängige Oesterreich, hofft aber, daß es von Nazis geführt werde statt von den Klerikofascisten! Darum Wahlen. Und Mussolini sollte so einfältig sein und nicht begreifen, was ein „Nazioesterreich“ bedeutet und deswegen einen „legalen“ Nazi-Sieg vorbereiten helfen? Von Oesterreich aus gesehen sinkt das Resultat der Besprechungen von Venedig in ein sehr geringfügiges Nichts zusammen: Attentatsferien der Nazis, die vergeblich auf Wahlen warten werden.

Zweiter Punkt: Italien soll Deutschland in den Völkerbund zurückholen. Auch hier ist das Resultat trügerisch. Hitler verspricht zu kommen unter der Bedingung, daß Deutschland tatsächliche Gleichberechtigung in Rüstungsfragen erhalte. Nichts ist damit geschehen, gar nichts, denn noch hat Frankreich das Heft in Händen, und ehe es die bisherigen selbstherrlichen Schritte des Dritten Reiches in der Bewaffnungsfrage als geschehen hinnimmt und mit guter Miene legalisiert, müßte nicht nur Minister Barthou, sondern Doumergue und die ganze Regierung der „verhüllten nationalen Konzentration“ verschwinden. Immerhin versteht Frankreich besser als Deutschland, wie gefährlich und nachteilig ein brüskes Nein wirken kann, und es wird nicht mit der Faust auf den Tisch hauen und Nein sagen, wenn England und Italien die Formel finden, unter welcher man die Deutschen wieder an den Tisch nach Genf führen kann. Nur soll man sich keine Illusionen machen: Es setzt sich aufs Neue mit seinen Gegnern und halben Freunden zusammen, wie es sich dem Viererpakt angeschlossen: Ohne wirkliche Verpflichtung.

Dritter Punkt: Rußland. Unmittelbar vor der Venedigerzusammenkunft hatte Litwinow Deutschland ein „Ostlocomo“ vorgeschlagen. Deutschland lehnte ab. Es wolle keine „regionalen Pakte“, erklärt die deutsche Diplomatie, keine „Blockpolitik“. Aus welchem Grunde, ist selbst Mussolini unerfindlich, und er empfiehlt darum „Mäßigung und Klugheit“. Mit andern Worten, er möchte seine deutschgebornen Schüler lehren, was er selbst praktiziert: Mit allen Partnern und Gegnern, und seien sie noch so gegensätzlich und feindlich, Fühlung behalten, zusammensitzen, nicht davonlaufen, nicht den „Helden“, den „Jungliegfried“ spielen, der zwar ein stolzer Knab war, aber dank seiner Naivität und Verträumtheit nie erfuhr, zu welchem Zwecke man seine verwundbare Stelle extra mit einem Kreuze bezeichnen sollte.

Jetzt ist Herr Hitler wieder in Berlin, und statt der Reden, die mehrfach im Unwirklichen schwammen, geht wieder die Wirklichkeit weiter. Und die heißt: Kampf um die Abwehr der Folgen von Deutschlands Transformatorium. Werden England und Frankreich wirklich wagen, die geschuldeten Zahlungen für deutsche Waren um einen Betrag zu kürzen, der die von Deutschland sistierten Anleihezinssinsen ausmacht? Und wenn dies geschieht, was wird Deutschland antworten? Wie wird sich der Kurs der Mark gestalten? Rund ein Achtzehntel ihres Wertes hat sie innert weniger Tage verloren — wie wird's weiter gehen, und wenn es abwärts geht, wer ist dabei eigentlich der Gewinner?

Der Plan, einen gewissen Teil der Schuldverpflichtungen zu 40 Prozent ihres Nominalwertes aufzukaufen, läßt sich mit einer gesunkenen Mark nicht durchführen, und so kann augenblicklich das Reich wohl einen Kursfall seiner Obligationen, nicht aber seiner Valuta wünschen. Mag sein, daß Hitler nicht zuletzt gerade wegen der Valuta nach Italien fuhr. Laut demonstrierte Kameraderie mit Italien, Veründigung, daß die „Einkreisung durchbrochen“ sei, korrigierte sicherlich den miesen Eindruck, den das Transformatorium verbreitete.

Katalonien und Spanien.

Das soziale Problem, das in Spanien wieder in rückläufiger Bewegung behandelt wird und in schwere Verwicklungen überzugehen droht, erhält eine besonders komplizierte Note durch die gegensätzliche Behandlung der Landfrage im eigentlichen Spanien und in Katalonien. Die Volksvertreter in Barcelona, der alten „Linksprovinz“, wollen Ernst machen und dem Bauernproletariat zum Boden verhelfen. Ohne Enteignung des Großgrundbesitzes, und sei es auch nur eine Teil-Enteignung, geht es nicht ab. Wie immer, möchten die Bodenbesitzer möglichst viel herauschlagen, möchten entschädigt oder überentschädigt werden, und da jemand das Geld für die Landablösung bereitstellen müßte, die armen Landarbeiter aber nichts haben und der Staat auch nicht mehr, als was er zur normalen „Betriebsführung“ braucht, so geht die Sache voran wie die Schneckenpost.

Katalonien spannt vor die Schneckenpost einige schnellere Energien, die Lösung wird gesucht, das Gesetz wird fertig, die gesetzgebende Behörde nimmt es an, fast alle Parteien stehen hinter der Regionalregierung, die Konservativen ausgenommen — da erfolgt das Langerwartete: Die Zentralregierung sagt Halt. Das Gesetz darf nicht in Kraft treten. Keine Großgüter dürfen angetastet werden zu Bedingungen, die in den Augen der spanischen „Maßgebenden“ von gestern ungeheuerlich scheinen.

Es kam so weit, daß die Katalonier erklärten, sie würden sich mit allen Mitteln, auch mit den Waffen in der Hand, für die erworbenen Rechte, die ihnen eine solche Gesetzgebung erlaubten, zur Wehr setzen, und daß auf der andern Seite auch die Regierung bereits mit einer militärischen Exekution auftrumpfte, falls die radikalen und sozialistischen Katalanen ihr „verfassungswidriges“ Gesetz nicht aufgaben.

Die Regierungsexekution läßt aber auf sich warten, und man versteht, weshalb sie auf sich warten läßt. Ein „Marsch nach Barcelona“ muß in aller Heimlichkeit vor sich gehen, sonst bricht ein unvermuteter Eisenbahnerstreik los, und mit dem Eisenbahnerstreik auch der allgemeine Ausstand der Landarbeiter, und ob in diesem Falle der revolutionäre Generalstreik zu verhindern wäre, werden sich die Parteien selbst fragen. Die Minister tagen insgeheim und beraten die Mittel, die dienlich sein könnten (ohne das ganze Land zu erregen), Barcelona an die Wand zu drücken. Die Katalanen jedoch konferieren mit ihren Parteibrüdern im übrigen Spanien, um nicht allein zu bleiben, falls das bittere Ende käme. Barcelona spielt irgendwie die Rolle Wiens in Oesterreich. Soll es auch einen Fen und Starhemberg in Spanien geben?

Die Fascisierung des Ostens.

Ähnlich wie vor kaum einem halben Jahr in Rumänien, ist auch in Polen ein Minister ermordet worden: 100,000 Plotus werden ausgelegt für die Festnahme der verschiedenen Personen, die in Warschau am helllichten Tag den Innenminister Pier n a d i durch eine Salve von Revolvergeschüssen töteten und zu entkommen vermochten. Da die Regierung weiß, daß nur die „Nationaldemokraten“, das sind die zu äußerst rechts stehenden Fascisten, in Frage kommen können, verfügt Pilsudski durch „Notverordnung“ die Eröffnung von Konzentrationslagern für Staatsfeinde und wird bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, nach allen Seiten, auch nach links, zu schlagen. Wieviele Unschuldige für diesen Ministermord wieder büßen werden, läßt sich nicht berechnen, wohl aber, wie groß der Auftrieb des Fascismus (Pilsudski ist ja „nur“ Halbfascist) werden wird. Das Regiment wird, um sich vor den 100prozentigen Diktaturparteien zu sichern, selbst zu einer solchen; siehe „Eiserne Garde“ und Tartarescu in Rumänien.